

Anhang zu „Bildung und Kultur“

Unsystematische Bemerkungen zu Vanessa Vus Artikel „Klassismus - Schämen Sie sich für Ihre soziale Herkunft?“ und den Kommentaren dazu in der „Zeit“

vom 22. 08. 2020¹

Die Frage in der Überschrift des Artikels ist ernst gemeint - es werden Antworten auf die folgenden Fragen gewünscht:

Wie ist das bei Ihnen: Sind Sie arm aufgewachsen oder verfügen über kein oder kaum ein Vermögen? Wie ging es Ihnen damit? Was haben die Erfahrungen mit Ihnen gemacht? In welchen Situationen kam bei Ihnen ein Gefühl der Scham auf - und wie sind Sie damit umgegangen? Sind Sie in eine andere Bildungs- oder Einkommensschicht gewechselt, Ihre Geschwister aber womöglich nicht? Was hat das mit den Beteiligten gemacht? Erkennen Sie andere Menschen in einer ähnlichen Situation? Oder fühlen Sie sich mit Ihrer sozialen Herkunft im Reinen, sind stolz darauf? Erzählen Sie uns Ihre Geschichte.“

Auf diesen Artikel gibt es bis heute (Stand 30. 08. 2020) knapp 250 Antworten bzw. Kommentare. Sie beschäftigen mich, weil ich auf viele Fragen des Artikels mit „Ja“ antworten könnte - abgesehen von zweien: Weder schäme ich mich, noch bin ich stolz. Ich kenne und notiere aber an mir einige Eigenheiten, die mit der Herkunftsgeschichte mehr oder minder unmittelbar verbunden sind. Einige dieser Aspekte möchte ich - und sei es auch unsystematisch, weil noch etwas spontan - benennen, beschreiben und kurz kommentieren.

Sprache

Ein*e Beiträger*in (#1.47) schreibt explizit als Schlusssatz: „Außerdem habe [ich] nie Dialekt gesprochen, weil ich mich abgrenzen wollte von den Armen“. - Ohne dieses Motiv bzw. diese Absicht zu haben, habe ich Hochdeutsch gesprochen, soweit ich mich zurückerinnern kann (und nie Sächsisch wie meine Eltern und Großeltern aus Chemnitz). Auffällig wurde ich damit einmal, in der Quinta im Gymnasium in Konstanz, als mich ein Lehrer damit „vorführte“ als Beispiel für alle Mitschüler*innen (was mir sehr geschadet hat). Später, zu Beginn des Studiums in Berlin, bemerkte man umgekehrt eine gewisse „schwäbische“ Einfärbung, die ich sofort bekämpfte und „abschaffte“. -

Interessanter ist aus meiner Sicht ein anderer Gesichtspunkt: Korrektes *Schreiben*.

Damit meine ich zunächst die korrekte Grammatik. Dass ich sie - bestätigt durch vielfache Tests - durchaus beherrsche, führe ich auf mein unmäßiges Lesen zurück; ich konnte mit

¹ Der Artikel und die bisher vorliegenden Kommentare sind an den Text angehängt.

dem Schulfach Grammatik allerdings nie etwas anfangen (in *keiner* Sprache, insbesondere im Fach Deutsch *nicht*, abgesehen von einigen kleinen Einsichten ins Türkische). Von diesem Bildungsniveau her reagiere ich unmutig, wenn ich mit Schlampigkeiten „bedient“ werde - und halte das nicht unbedingt für den Hochmut eines verknöcherten Bildungsbürgers (Tippfehler sind davon ausgenommen - ich weiß, dass sie heute beim Schreiben mit dem PC auch dann vorkommen können, wenn die/der Schreiber*in sonst eigentlich kaum Fehler macht). Dennoch: Sprachschlamperei halte ich für eine Unhöflichkeit. -

Das, was manche Künstler mit der Differenz der gesprochenen und geschriebenen Sprache machen (wie Joyce oder Arno Schmidt), steht auf einem ganz anderen Blatt; davon haben aber die besinnungslosen Sprachschlamper*innen in der Regel sowieso keine Ahnung. -

Noch etwas anders verhält es sich in meiner Eigenwahrnehmung mit der *Handschrift*. Ich habe sie mühsam und unter großem Druck seitens meines Vaters zur Leserlichkeit hin entwickelt - es war sicher eine Menge Dressur dabei. Heute bin ich mit meinem „Schriftbild“ leidlich zufrieden; es ist zumindest allemal leserlich (außer wenn ich sehr müde oder betrunken bin). Ich nehme an, dass das alles typische Aufsteiger-Eigenschaften sind. Sie erinnern mich an die enorme Schulung, die chinesische Mandarin-Kandidaten auf sich nehmen mussten: Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie unendlich viel komplizierter das Schreiben im Japanischen und im Chinesischen ist. -

Dass manche Akademiker*innen damit „argumentieren“, sie hätten eben eine „Doktor- (Hand-) Schrift“, finde ich sehr peinlich (besonders dann, wenn es in Veranstaltungen darum geht, etwas an eine Tafel oder auf ein Flipchart-Blatt zu schreiben). -

Noch etwas anderes ist es mit *Fremdsprachen* (dieser Gesichtspunkt kommt in dem Aufsatz ebenso wenig vor wie bei den Zuschriften). Für mich war an dem badischen Gymnasium in Konstanz Latein die erste Fremdsprache (und noch dazu eine „untote“); Französisch kam erst ein Jahr später dazu. Gerade das Latein und fast noch mehr einige Zeit später das Altgriechische waren gewollte Distinktionsmerkmale - „Volksschüler“ konnten vielleicht noch eine Fremdsprache kennen lernen (was vor 1965 keineswegs eine ausgemachte Sache war; in meiner Volksschulzeit in Hessen gab es von 1952 - 1956 so etwas überhaupt nicht) - aber niemals Latein oder Griechisch. - Darauf, dass ich dieses Bildungsmerkmal antrainiert bekam, bin ich *nicht* stolz. Dass ich mich später weiter mit der klassischen Antike beschäftigt habe, „ist auf meinem eigenen Mist gewachsen“; „Stolz“ verbinde ich damit aber auch nicht, weil ich weiß, wie wenig ich weiß. -

Eher etwas stolz bin ich darauf, dass ich mir ohne jedes schulische Training in etwa drei Jahren bei Urlaubsaufenthalten eine Art „Straßen-Italienisch“ angeeignet habe, das seine Tauglichkeitsprobe bei jedem Italien-Aufenthalt wieder besteht; leider bin ich beim Englischen und beim Türkischen nie so weit gekommen (Französisch läuft so irgendwie mit - ich brauche es aktiv so gut wie nie; Spanisch inzwischen schon eher).

Ich finde es schade, wenn jemand die Verwunderung nicht kennenlernt, die mit der anderen Sprache verbunden ist. Mein bevorzugtes Beispiel: Im Deutschen heißt es: Ich bin *in Dich* verliebt. Im Italienischen heißt es: Sono innamorato *di te* - es ist eine glatte Richtungsumkehr. Was bedeutet sie eigentlich, wenn man damit aufwächst? Heißt das etwas für die Beziehungen zwischen Frauen und Männern? Umso mehr vielleicht, wenn das Italienische noch deutlicher als das Deutsche verallgemeinerte Aussagen fast immer als grammatikalisch maskuline organisiert? - Vielleicht ist es so, dass „Bildung“ mit dieser Art von Verwunderung *anfängt* - genauer: Dass frau/man sie überhaupt spürt.

Stolz vs. Scham

Zunächst fiel mir zu diesem Gegensatzpaar Gottfried Benn ein, der mich schon in meinen Gymnasialzeiten mit zwei Gedichten ein wenig ermutigte. Hier sind sie:

Menschen getroffen

*Ich habe Menschen getroffen, die
wenn man sie nach ihrem Namen fragte,
schüchtern - als ob sie gar nicht beanspruchen könnten,
auch noch eine Benennung zu haben -
„Fräulein Christian“ antworteten und dann:
„wie der Vorname“, sie wollten einem die Erfassung erleichtern,
kein schwieriger Name wie „Popiol“ oder „Babendererde“² -
„wie der Vorname“ - bitte, belasten Sie Ihr Erinnerungsvermögen nicht!
Ich habe Menschen getroffen, die
mit ihren Eltern und vier Geschwistern in einer Stube
aufwuchsen, nachts, die Finger in den Ohren,
am Küchenherde lernten,
hochkamen, äußerlich schön und ladylike wie Gräfinnen*

² Vielleicht ein seltsamer Zufall: Uwe Johnsons erster etwa gleichzeitig entstandener, aber abgelehnter Roman hieß „Ingrid Babendererde“ - der Name soll angeblich in Norddeutschland manchmal vorkommen. Gerd Westphal, der das offensichtlich überhaupt nicht wusste, hat bei seiner Lesung von Benn-Gedichten den Namen komplett sinnentstellend falsch ausgesprochen: Wie „Holundererde“, obwohl es bedeutet: Nahe der Erde, unten am Boden...

*und innerlich sanft und fleißig wie Nausikaa,
die reine Stirn der Engel trugen.*

*Ich habe mich oft gefragt und keine Antwort gefunden,
woher das Sanfte und das Gute kommt,
weiß es auch heute nicht und muß nun gehen.*

Und das andere, ebenso späte Gedicht (beide um 1955 veröffentlicht, ein Jahr vor Benns Tod):

Teils - teils

*In meinem Elternhaus hingen keine Gainsbouroughs
wurde auch kein Chopin gespielt
ganz amusisches Gedankenleben
mein Vater war einmal im Theater gewesen
Anfang des Jahrhunderts
Wildenbruchs „Haubenlerche“
davon zehrten wir
das war alles.*

(...)

*Fragen, Fragen! Erinnerungen in einer Sommernacht
hingeblickt, hingestrichen,
in meinem Elternhaus hingen keine Gainsboroughs
nun alles abgesunken
teils-teils das Ganze
Sela, Psalmenende.*

Zu Benn will ich hier nichts mehr schreiben; heute ist (nicht nur mir) seine Ambivalenz - besser vielleicht: Multivalenz - sowohl in politischer wie auch in ästhetischer Hinsicht ziemlich klar³.

Trotzdem kann ich mich mit den beiden Gedichtstexten in vielen Punkten identifizieren; sie werfen ein gewisses, wenn auch altes Schlaglicht auf das Gegensatzpaar „Stolz vs. Scham“ (wobei Benn im Unterschied zu mir immerhin den Vorteil hatte, aus einem Pfarrhaus zu kommen - und ich will auch an diesem Punkt nicht näher darauf eingehen, wie problematisch das für die Kinder sein konnte, die dort aufwuchsen). Deutlich finde ich die Rückbesinnung auf die eigene Herkunft - mitsamt einem gewissen Bedauern, so, als könne man vermuten, man hätte weiter kommen können, wenn das Elternhaus „besser“ gewesen wäre; aber auch das ist „nun alles abgesunken“.

„Bildung“

Dass „Bildung“ sowohl den *Prozess* wie auch das *Resultat* bezeichnen kann, ist sattsam genug bekannt, ebenso wie die etwa 250jährige Geschichte der deutschen Diskussion darüber⁴. Die Leser*innen des „Zeit“-Texts, die sich damit beschäftigen, kennen beides ziemlich gut und beschreiben den Bildungserwerb in der Regel als zumindest anstrengend und - im Fall eines sozialen Aufstiegs - als einen Vorgang, der aus der Herkunftsfamilie herausführte. Die Anteile der Bildung, um die es ging und die die zunehmende Distanz herbeiführten, werden selten explizit benannt: Sprache, Kulturkenntnisse, Bildungsreisen, Kontakte mit „Fremden“ usw.

Mir kommt ein anderer Gesichtspunkt zu kurz, den „der Zögling“⁵ bei einem leidlich guten Verlauf der Dinge erleben kann: Die *Befreiung* aus einem Betongelass von Provinz - oder

³ Ganz davon abgesehen, dass Benn ein ausgesprochener „Womanizer“ war und dabei reichlich unangenehme Eigenschaften aufwies. - Ich muss mich allerdings fragen, warum ich in meinem „Sortiment“ von Lyrikern etwa auch neben Benn Giuseppe Ungaretti habe - auch der ein Lyriker, den ich bewundere (wenn auch aus einer ganz anderen Richtung, dem Minimalismus), der aber „faschismusaffin“ war. Sonst bin ich da ziemlich kleinlich; ich kann beispielsweise Gerhart Hauptmann überhaupt nicht ausstehen, der ebenso in diese Kategorie gehört.

⁴ In einem ganz guten Sinn exemplarisch dafür Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Suhrkamp: Frankfurt/M. 1996 (zuerst 1994 veröffentlicht): Eine ausführliche, aber nicht immer inspirierte und systematische Darstellung der Entwicklung der beiden Begriffe und ihres Verhältnisses zueinander, vor allem, aber nicht nur in Deutschland.

⁵ Bezeichnenderweise gibt es dafür wohl keine weibliche Form in der Sprache (abgesehen vielleicht von der „Novizin“). Soweit meine Kenntnisse und Vermutungen reichen, haben es nur wenige Frauen schaffen können, sich das Wissen und die Geschicklichkeiten anzueignen, die die Männer sich erwerben mussten (z. B. in der Musik und in der Malerei). Noch unwahrscheinlicher ist das Umgekehrte: Dass Männer sich weiblich konnotierte Kenntnisse aneignen - so z. B. die alten Männer im Hannoverschen Wendland, die bis etwa 1850 für den hamburger Markt Socken stricken (und die Fischer, die Netze flicken). Interessanter wäre eine Untersuchung, wie es sich mit dem Kochen verhält: Welche Art von Rezepten erlernen und variieren Männer?

Großstadt-Kiez - und (unverschuldeter!) Unkenntnis der Eltern. Trotz aller Versuche der Schule, mir das zu vermiesen, habe ich den Zugewinn von Kenntnissen und Erlebnissen (ja-wohl! auch in der Schule gab es „Bildungserlebnisse“!) als eine Art von Panorama-Eröffnung erlebt, und so beschreiben es auch die meisten der Protagonisten in den Bildungsromanen, die ich kenne - beginnend beim „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz. Daran gibt es nichts zu „verhimmeln“ - schon gar nicht unter dem Einfluss des Religions- und Konfirmations-Unterrichts, dem ich auch bis zu meinem 19. Lebensjahr ausgesetzt war - mit dem Ergebnis, dass ich mit einigen Qualen ab etwa der Mitte meines 17. Lebensjahres zum Agnostiker wurde, der ich bis heute bin: Auch eine Befreiung aus einem Denk- und Lebenslust-Gefängnis... (Luthers Befreiungs-Erlebnis des Gnaden-Erweises fand ich zwar beeindruckend, konnte es aber nie nachvollziehen - es waren einfach andere Zeiten; was weiß ich, wie seltsam sich auch die unsrigen in etwa 400 Jahren ausnehmen, wenn die Menschheit so lange besteht). -

„Bildung“ kann also auch eine Fluchtbewegung aus den (nicht immer nur) sanften, gepolsterten Gefängnissen von Familie und Schule bedeuten; ich habe das teilweise und streckenweise so erlebt. Dagegen stand immer ein krudes Problem: Wie komme ich - ganz kleinbürgerlich-platt formuliert - so „mit dem Arsch an die Wand“, dass ich mir die Fortführung und Ausdehnung meiner Bildung erlauben kann? Das hieß immer: Absicherung einer möglichen Form einer (meist klein-) bürgerlichen Existenz - mit möglichst wenig Kompromissen. Das ist mir erst im letzten Drittel der bisher vergangenen Zeit gelungen; noch genauer: Erst, seitdem ich Rentner bin (seitdem wird mir die Bezeichnung „Rentier“ aus Zeiten der vorletzten Jahrhundertwende interessanter).

Heute ist, scheint mir, der Begriff „Bildung“ zumindest ambivalent. Den „Bildungsbürger“ (oder gar die Frau, die einen „Salon“ führt) gibt es nicht mehr, die ganze soziale Schicht erst recht nicht. Wer Bildung hat, leidet unter Unbildung - und das nicht erst seit den Erlebnissen von Arno Schmidt in der Wehrmacht. Dazu kommt, dass „Bildung“ mehr und mehr gegenstandslos wird: Wer braucht sie denn noch - beispielsweise jenseits der meist nicht besonders „geistvollen“ Feuilletons? Ich werde beispielsweise eher als eine Art lebender Wikipedia befragt - aber wehe, wenn ich einiges mit der Frage Zusammenhängendes näher/ausführlicher erklären möchte! (Oft genug liegt dann heute das Verdikt des „Mansplaining“ nahe - aber das ist schon eine andere Diskussionsebene: Vgl. dazu etwa Rebecca Solnit: Wenn Männer mir die Welt erklären; engl. 2008, dt. 2014, als Taschenbuch 2018 und heute noch erhältlich - unvermindert aktuell, sehr zum Fremdschämen und ein massiver Anlass zu männlicher Selbstbefragung).

Varia - Ausblick auf Verschiedenes

Wo führt die ganze Bildungsarbeit hin? Zwei hübsche, wenn auch zunehmend extreme Beispiele illustriert Arno Schmidt, einer der massivsten „Bildungshuber“ der Literatur zwischen

1950 und 1980. Zunächst beschreibt er im Kurzroman „Aus dem Leben eines Fauns“ in der Person des Landratsamtsangestellten Düring einen Mann, der aufgrund seiner Lektüre, seiner Bildung und seiner Interessen seiner Familie und seiner Umgebung weit enthoben ist und nur in einem jungen Mädchen eine starke Partnerin auf Zeit findet. Auch von ihr ist er aber durch seine Bildung strikt getrennt - Bildung und Sex existieren getrennt voneinander, auch wenn sie sich in den Personen treffen, aber zum Schluss bleibt der „gebildete Mann“ ziemlich isoliert zurück. -

Diese literarische Konstruktion treibt Schmidt auf eine gewisse Spitze im Roman „Das steinerne Herz“⁶, in dem er den Versuch eines allein und nur für sich lebenden Mannes beschreibt, über das Ausnutzen einer Frau, die die Enkelin eines berühmten niedersächsischen Statistikers vom Ende des 19. Jahrhunderts ist, mehr Wissen einfangen zu können - Wissen, das über alte hannoversche Staatshandbücher vermittelt wird, zu denen dieser Mann als „lonely wolf“ eine geradezu erotische Beziehung aufgebaut hat, die ihm für sein Leben völlig ausreicht. Auch das endet wieder damit, dass die erotische Beziehung zu der gesuchten Frau alle Pläne wieder umwirft (obwohl der Mann den Versuch skizziert, die Frau für seine Obsession zu gewinnen; man ist versucht, an den Privatmann Schmidt zu denken, der seine Ehefrau Alice genau dazu „abgerichtet“ hat⁷).

Der entscheidende Punkt ist der Widerspruch: Bildung, in einer bestimmten Weise (miß-) verstanden, kann den befreien, der sie erwirbt und vertieft - aber sie vereinsamt ihn auch, weil an dieser Bildung die anderen nur das interessiert, was ihnen zu einem Vorteil oder zu einem beträchtlichen Vermögenszuwachs verhilft. Das, woran der Bildungshungrige selbst interessiert ist, geht demgegenüber einfach unter.

Eine Art von Kommentar schreibt Arno Schmidt selbst, als er die Mitgliedschaft in einer Akademie ablehnt, in die er hineingewählt wurde: „Ich bin (...) lediglich gewohnt, ganz allein für mich selbst zu sein, und zu arbeiten. Jegliche Berührung mit Anderen setzt erfahrungsgemäß

⁶ Ganz zu schweigen von der Erzählung „Schwarze Spiegel“, in der ein gebildeter Mann, der den Atomkrieg als (scheinbar) einziger überlebt hat, durch die Lüneburger Heide bis nach Hamburg herumstreift und sich schließlich sesshaft macht. Und was stößt ihm zu? Die Begegnung mit einer ebenfalls überlebenden Frau, die ihn aber schließlich wieder verlässt, weil sie „Solipsistin“ bleiben will und sich von ihm eingegrenzt fühlt. Derlei Spezies nennt Schmidt verschiedentlich „Gehirntiere“ - wozu aber seine Frau in seinem literarischen Leben nicht zählt. Das ist nicht nur bezeichnend, sondern mehr als peinlich.

⁷ In dem Band „Arno Schmidt. Eine Bildbiographie. Herausgegeben von Fanny Esterhazy. Mit einführenden Texten von Bernd Rauschenbach“ (Suhrkamp, Berlin 2016) schreibt dieser ausgewiesene Schmidt-Kenner: „Das Wort - oder besser: der Zustand 'Glück' hat in Arno Schmidts Leben keine große Rolle gespielt; aber nach dem wenigen, was wir über seine Zeit vor 1945 wissen, müssen die zwei Jahre in Greiffenberg glücklich gewesen sein: Die Frau, die er liebte (und die ihn liebte, ja geradezu vergötterte), war bei ihm (...)“ (S. 82; Hervorhebung von mir, MP) - eine Konstellation, die für manche „Groß-Schriftsteller“ typisch war (vgl. dazu etwa die ausführlichen Beschreibungen und Analysen dazu bei Klaus Theweleit, „Buch der Könige. Orpheus und Eurydike“ Band 1, Stroemfeld, Basel/Frankfurt/M. 1988 - nicht nur am Beispiel Gottfried Benns, mit dem der Band beginnt).

meine Leistung herab und stört mich auf Tage hinaus (...)“⁸. Und das schreibt einer 1961, der vermutlich ohne seine Frau kaum zu irgendetwas gekommen wäre...

Gerade der zweite Text - das „Steinerne Herz“ - vermittelt ein zwar parteiisches, aber sehr plastisches Bild der 50er Jahre der alten BRD (mit einem kurzen Seitenblick auf die DDR); nicht nur seiner literarischen Qualitäten wegen lohnt es sich, in gut ein halbes Jahrhundert nach seinem Entstehen wieder zu lesen, sondern auch deswegen, weil er unendlich viele „Genrebilder“ der BRD aus der Sicht eines Außenseiters liefert, der die BRD eben nun gerade als „Gebildeter“ sui generis sehr kühl betrachtet. -

Schmidt liefert mir aber nicht nur eine Illustration davon, wie jemand mit einem ungeheuren Haufen, ja geradezu einer monströsen Halde von „Bildungsgerümpel“ produktiv und kreativ umgeht. Er hat sich ein - wie ich finde: bezeichnendes „Hobby“ ausgesucht: Das Fotografieren⁹; es ist unentschieden, ob es sich eher um ein „indexikalisches“ Bemühen handelte - oder um etwas mit „Gestaltungsabsicht“. Mir scheint, dass da eine entscheidende Grenzlinie verläuft, die das Dokumentarische von der gestalterischen Absicht trennt.

Auch ich habe mich zeitweise darum bemüht, die Fotografie nicht nur als kulturelles Phänomen zu „studieren“, sondern vielmehr noch: Selber in der Absicht zu fotografieren, einen bestimmten Blick auf die sichtbare Welt zu dokumentieren, der sie in einen eigenen Raum von „Bedeutung“ versetzt - wobei die Bedeutung ohne Bildung nicht zustande kommt. Für den/die Fotografierenden ist dabei nicht allein die Absicht relevant, etwas über das (durchaus schätzenswerte!) Niveau des „Familienalbums“ hinauszukommen - sondern ebenso die Bereitschaft der Betrachtenden, dem Foto eine Qualität zuzubilligen, die Erkenntnisse fördern kann - also auch wieder: Bildung, und zwar von beiden Seiten. - Ich gehe der „Bilderfrage“ in einem späteren Text nach.

⁸ Aus einem Brief Schmidts zitiert nach: „Bargfelder Bote“, Lieferung 200 vom 16. 06. 1995, S. 7 - das ganze Heft ist voll von Berichten über Besuche bei Schmidt, bei denen die Besucher geradezu vorab erstarrt sind in der Furcht, diesen „Solipsisten in der Heide“ womöglich entsprechend zu belästigen.

⁹ Im Sommer und Herbst 2011 gab es eigens zu dieser Thematik in Lübeck eine Ausstellung im Günter Grass-Haus: „© Arno Schmidt - DER SCHRIFTSTELLER ALS FOTOGRAF“; inzwischen sind mehrere (Bild- und Text-) Bände zu diesem speziellen Aspekt erschienen, ergänzend dazu die Bemerkungen in den Tagebüchern Alice Schmidts, die reichlich mit den Fotografien „angereichert“ sind.